

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Megan Crewe

Und wenn wir fliehen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

23. Dezember

So ist es also, wenn die Welt untergeht: Der Junge, der einmal mein bester Freund war, steigt von der Fähre, das Haar ganz wirr und zerzaust, das Gesicht viel zu schmal, und sieht mich an, als sei er sich nicht sicher, wer ich bin. Als gäbe es gar nichts mehr, dessen er sich noch sicher ist.

Als ich Leo über die Meerenge kommen sah, war ich plötzlich so aufgeregt, dass ich mich gar nicht fragte, wie er es überhaupt geschafft hatte, an den Patrouillenbooten vorbeizukommen, die die Einhaltung der Quarantäne sichern sollten. Oder warum er ganz alleine war. Ich hatte mir einfach nur Tessa geschnappt, und wir waren Richtung Hafen gestürmt.

Dort kam er die Rampe heruntergehumpelt, zusammen mit dem Mann, der die Fähre gesteuert hatte, und Tessa schlang die Arme um ihn, während er sie mit diesem unsicheren Gesichtsausdruck ansah. In mir stieg langsam eine Ahnung auf, was das alles eigentlich zu bedeuten hatte. Einen kurzen Moment lang verspürte ich den Drang, mich umzudrehen und wegzurennen. Als könnte ich vor der Wahrheit davonlaufen.

Aber ich blieb stehen. Um uns herum hatten sich noch

ein paar andere Leute aus der Stadt versammelt. »Ihr habt es wirklich vom Festland herübergeschafft!«, rief einer. »Schickt die Regierung uns jetzt Hilfe? Die Stromversorgung ist zusammengebrochen und die Telefone ...«

»Haben sie ein Heilmittel gefunden?«, fiel ihm jemand verzweifelt ins Wort.

Tessa trat einen Schritt zurück und blickte zum gegenüberliegenden Ufer. »Meine Eltern«, sagte sie. »Hast du sie gesehen?«

Leo richtete den Blick wieder auf mich, obwohl ich gar nichts gesagt hatte, und diesmal lag eine Spur des Wiedererkennens darin. Zu schwach, um sagen zu können, ob er sich freute, mich zu sehen, ob er immer noch verletzt war wegen unserem Streit, ob er überhaupt irgendetwas empfand.

»Es gibt keine Hilfe«, erwiderte er mit gebrochener Stimme. »Das Virus hat sich im ganzen Land ausgebreitet – in allen Bundesstaaten – vielleicht auf der ganzen Welt. Nichts ... nichts ist mehr, wie es einmal war.«

Die Ärzte konnten also die Epidemie auf dem Festland ebenso wenig unter Kontrolle bringen wie hier. Auf der anderen Seite der Meerenge geht es den Leuten genauso schlecht wie uns! Niemand wird kommen, um das Stromnetz zu reparieren oder die Wasserversorgung instand zu setzen, keiner wird uns die nötigen Hilfslieferungen bringen oder irgendeine der Hoffnungen erfüllen, an die ich mich die ganze Zeit geklammert hatte.

Als ich anfang, in dieses Tagebuch zu schreiben, tat ich es

für Leo. Ich wollte versuchen, die Dinge auszudrücken, die ich ihm nicht direkt ins Gesicht sagen konnte. Als ich weiterschrieb, trieb mich der Gedanke, dass es wichtig sei, all das Schreckliche aufzuzeichnen, das wir durchmachten, um dem Rest der Welt irgendein Zeugnis zu hinterlassen. Aber die Welt, für die ich das gemacht habe – sie existiert nicht mehr. Und auch den Jungen, für den ich mit der ganzen Sache angefangen hatte, scheint es nicht mehr zu geben. Wozu also noch weiterschreiben? Dieses Tagebuch wird mir nicht helfen, sie wiederzufinden. Ich muss darauf vertrauen, dass es etwas anderes gibt, das mir dabei hilft.

Eins

Bevor ich nach unten ging, beschloss ich, nicht zu erwähnen, welcher Tag heute war. Jedes Mal, wenn ich nur daran dachte, schnürte es mir den Hals zu.

Im Wohnzimmer war Tessa gerade dabei, die Bohnenpflanzen auf dem Fensterbrett zurückzuschneiden. Aus der Küche drang mir der Duft von heißem Haferbrei in die Nase. Gav beugte sich mit einem hölzernen Kochlöffel in der Hand über den Topf. Ich musste mich zurückhalten, um nicht zu ihm hinzugehen und ihm mit den Fingern durch die vom Schlaf zerzausten Haare zu fahren.

Schon vor mehr als einer Woche hatte ich vorgeschlagen, dass er hier in dem Haus, das einmal das Zuhause meines Onkels Emmett gewesen war, auf der Luftmatratze schläft. Er war ohnehin die ganze Zeit bei uns, und ich hatte jedes Mal Angst, wenn er spätabends zum leeren Haus seiner Eltern zurückfuhr. Und trotz all der anderen Gedanken, die ich mir außerdem machte, versetzte es mich immer noch ein bisschen in Aufregung, meinen Freund gleich morgens bei mir zu haben.

»Hey«, begrüßte ich ihn, und er sah auf und lächelte.

»Guten Morgen, Kaelyn!«, krächte Meredith, die für ein

Mädchen, das sich gerade von einem tödlichen Virus erholt hatte, ziemlich munter aus dem Esszimmer gehüpft kam. Ich fragte mich allmählich, ob sie ständig Vollgas gab, um all das wieder aufzuholen, was sie in der ganzen Zeit versäumt hatte, in der sie im Krankenhaus gelegen hatte. Der Anblick ihrer gesunden Gesichtsfarbe brachte mich jedenfalls zum Lächeln.

Sie hopste in die Höhe, um einen Blick in den Topf mit dem Haferbrei zu werfen. »Gibt's auch braunen Zucker?«

»Meredith«, sagte ich mahnend, während meine Aufregung langsam nachließ. Gav hob die Hand.

»Braunen nicht«, antwortete er, »aber ich kann ein bisschen von dem weißen drüberstreuen.«

Merediths Unterlippe verzog sich, doch rechtzeitig bevor sich ein Schmollmund daraus bilden konnte, presste sie die Lippen fest zusammen und schob das Kinn nach vorne. »Super!«, erwiderte sie. »Danke, Gav.«

»Ich hab extra noch ein Päckchen aus dem Lager geholt«, erklärte mir Gav, während Meredith zum Küchentisch hüpfte. »Ich dachte mir, wenn jemand was zum Naschen verdient hat, dann sie.«

»Danke«, sagte ich. »Auch für das Frühstück.«

»Ist schon klar, dass ihr mich bloß wegen meiner Kochkünste hierbehaltet«, antwortete er grinsend.

»Ganz genau, vergiss das nicht«, antwortete ich, während ich ihm den Arm um die Hüfte legte und mich vorbeugte, um ihn zu küssen. Meredith prustete im Esszimmer vor Lachen.

Als ich Gav wieder losließ, begann er damit, den Haferbrei in Schälchen zu füllen. Da knackste hinter ihm der Fußboden, und Leo trat aus dem kleinen Badezimmer, in dem er sich gerade gewaschen hatte. Er sah uns einen Augenblick mit dem gleichen unsicheren Gesichtsausdruck an, der mir zum ersten Mal an ihm aufgefallen war, als er von der Fähre stieg. So als wüsste er nicht genau, warum er überhaupt hier war. In diesem Moment drehte Gav sich um und stieß ihn dabei mit dem Stiel des Schöpflöffels am Arm. Leo zuckte zurück und prallte mit der Hüfte an die Ecke der Küchentheke.

»Mist«, sagte Gav. »Tut mir leid.«

Leo zog den Kopf ein und stützte sich mit einer Hand an der Theke ab. »Alles in Ordnung«, erwiderte er. »Nur so ein dummer Reflex.« Er lachte verlegen, und mir drehte sich der Magen um. Der Leo, mit dem ich groß geworden war, hatte immer locker gescherzt. Bei diesem Leo wirkte das Lachen jedoch irgendwie angestrengt.

Er ließ den Blick auf mir ruhen, als ich meine Schale Brei nahm, und mein Magen rotierte noch mehr. Wenn jemand wusste, was für ein Tag heute war, dann Leo.

»Warte mal, Kae«, sagte er und lief an uns vorbei ins Wohnzimmer. Ich hörte etwas rascheln – wahrscheinlich den Stoff des Rucksacks, den er aus dem Haus seiner Eltern mitgebracht hatte. Genau wie meines besaß auch sein altes Zuhause keinen Generator, deshalb hatte er hier auf dem Sofa übernachtet.

Gav sah mich fragend an, und ich zuckte mit den Schul-

tern. Er wusste ungefähr über die Freundschaft zwischen Leo und mir Bescheid. Als wir Leo vor zwei Wochen nach Hause brachten, hatte ich ihm und Tessa eine verkürzte Version der Geschichte erzählt. Dass ich vorher nie darüber gesprochen hatte, erklärte ich damit, dass ich in Gedanken so sehr damit beschäftigt gewesen sei, was auf der Insel passierte. Was ja auch zum größten Teil stimmte.

Den Streit zwischen Leo und mir und dass wir nicht mehr miteinander gesprochen hatten, seit wir wegen Dads Arbeit nach Toronto gezogen waren, erwähnte ich gar nicht. Nicht einmal Leo gegenüber. Er schien nach seiner Rückkehr so durcheinander zu sein, dass ich es möglichst vermied, auch noch unangenehme Themen anzusprechen. Angesichts des Verlustes unserer Freunde und Familienmitglieder kam mir unser Streit mittlerweile ohnehin ziemlich belanglos vor. Nach vier Tagen sagte Leo jedoch: »Zwischen uns ist doch wieder alles in Ordnung, oder?«, so als hätte er Angst, danach zu fragen.

Alles, was ich als Antwort hervorbrachte, war: »Es tut mir so leid. Dieser ganze Streit war meine Schuld.«

»Ich nehme einfach die halbe Schuld auf mich, dann sind wir quitt«, hatte er geantwortet und mich so fest umarmt, dass mir die Luft wegblieb. Und mit einem Mal war alles gut.

Aber auch wenn zwischen uns beiden alles wieder gut war, *ihm* ging es mit ziemlicher Sicherheit *nicht* so gut.

Während Gav seinen eigenen und Merediths Haferbrei zum Esstisch trug, kam Leo, eine Hand hinter dem Rücken, zurück in die Küche.

»Mach die Augen zu«, forderte er mich mit einem beinahe richtigen Lächeln auf.

»Leo«, sagte ich »Ich will nicht ...«

»Komm schon«, erwiderte er. »Denk an die alten Zeiten.«

Hätte ich ihm noch weiter widersprochen, wäre das Lächeln sicher wieder aus seinem Gesicht verschwunden. Also hielt ich meine Breischale fest und schloss die Augen. Es gab ein Schraubgeräusch, dann ein Klirren und anschließend landete etwas weich auf meinem Haferbrei.

»Okay«, sagte Leo.

Ich schaute nach unten, und mir blieb die Luft weg.

Er hatte einen dicken Klecks Blaubeermarmelade mitten in der Schale platziert. Ich erkannte die zierliche Handschrift seiner Mutter auf dem Glas, das er in der Hand hielt.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, sagte er.

Ich hatte schon mindestens einen Monat lang keine Marmelade mehr gegessen. Der fruchtig-süße Geruch ließ mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Und gleichzeitig bekam ich feuchte Augen.

Als wir noch klein waren, gingen Leos und meine Familie regelmäßig zusammen Blaubeeren pflücken – ich hielt meistens im Gebüsch nach Kaninchen Ausschau, während Leo auf den Felsen Sprünge und Drehungen übte. Jeden August schenkte seine Mom meinen Eltern einige Gläser selbstgemachte Marmelade, die Drew und ich immer bis spätestens Ende September verputzt hatten.

Damals, bevor das Virus sie mir alle wegnahm. Mom, in

deren Hirn es sich fraß, Drew, den es dazu brachte, heimlich aufs Festland zu fliehen, um Hilfe zu suchen. Und Dad, der von einer Bande Inselbewohner erschlagen wurde, die das Krankenhaus und alle infizierten Patienten darin in Brand stecken wollten.

»Ich konnte es kaum glauben«, sagte Leo. »Unsere Speisekammer war das reinste Chaos, aber dieses eine Glas stand hinter einer Kiste in der Ecke, als hätte es da auf mich gewartet.«

»Du solltest es haben«, sagte ich und hielt ihm die Schale hin. »Die Marmelade ist von deiner Mutter.«

Und nun würde sie keine mehr kochen können, nie wieder. Das Virus hatte auch Leos Eltern getötet.

Er schüttelte den Kopf und stupste die Schale wieder in meine Richtung, sein Lächeln geriet allerdings ins Wanken.

»Sie hätte bestimmt gewollt, dass ich teile«, antwortete er.

Er hatte kaum etwas gesagt, seit er von ihrem Haus zurückgekommen war, und ich hatte ihn nicht gedrängt. Bis jetzt hatte er uns auch nicht mehr als eine grobe Zusammenfassung davon gegeben, wie er zu Fuß und per Anhalter von seiner Tanzhochschule in New York hierhergekommen war. Das meiste über die Geschehnisse auf dem Festland wusste ich von Mark, dem zweiten Inselbewohner, der drüben festgenommen hatte und zusammen mit Leo auf der Fähre zurückgekehrt war. Aber was konnte ich schon anderes tun, außer ihm Zeit zu lassen?

Während ich noch darüber nachdachte, streckte Gav den

Kopf zur Tür herein. »Du hast heute Geburtstag?«, fragte er. »Das hättest du mir sagen müssen.«

»Ich wollte es nicht so an die große Glocke hängen«, erwiderte ich und trug mein Frühstück zum Esstisch. »Siebzehn ist ja auch keine besondere Zahl, oder?«

»Ich finde siebzehn ziemlich toll«, antwortete Gav. »Aber vermutlich bin ich da ein wenig voreingenommen.«

»Und ich hab nicht daran gedacht!«, rief Meredith. »Ich muss dir sofort eine Karte basteln!«

»Das ist nicht nötig«, sagte ich, doch sie schlang schon ihren restlichen Haferbrei herunter und sauste ins Wohnzimmer, wo Bastelpapier und Buntstifte auf dem Couchtisch verstreut lagen.

»Tessa, Frühstück ist fertig«, verkündete Leo und kam nach mir ins Esszimmer. Ich setzte mich neben Gav, der mir sanft über das Bein strich.

»Ich überleg mir was«, sagte er.

»Ehrlich«, erwiderte ich, »das ist nicht ...«

»Ich weiß, ich weiß. Ich mach's aber trotzdem.« Er wandte sich an Leo. »Und, gibt's noch mehr Geheimnisse über Kae, die ich kennen sollte?«

Leo setzte einen nachdenklichen Blick auf, als würde er die Frage ernst nehmen, und fing dann an zu grinsen. »Ich sag jetzt lieber nichts mehr, sonst hetzt sie noch diese Teufelsfrettchen auf mich.«

In meinen Ohren klang der Witz ein bisschen gequält, aber Meredith wirbelte fröhlich herum. »Mowat und Fossey tun doch keiner Fliege was zuleide!«, rief sie.